

Irena Brežná

Brief an meinen schwarzen Sohn

«Was für ein schöner Tag!»

Die Sonne stand im Zenit. Die Geburtswehen hatten schon im Morgengrauen angefangen. Ich wollte dich nicht hergeben. Ich meinte, du solltest noch an Kraft gewinnen, bevor dich die Welt kennenlernt. Ich sagte zu deinem Vater:

«Wir werden ihn zur Stärke erziehen.»

Ich glaubte dich schwach. Und er wandte ein:

«Er ist schon stark.»

Noch solltest du im Verborgenen leben, geschützt, namenlos und farblos. Noch waren wir nicht entlarvt. Noch war ich eine gewöhnliche, weisse, schwangere Frau. Noch hattest Du keine Farbe, noch warst du weiss. Alle Embryos sind weiss. Aber der gebieterische Schmerz zog dich heraus, war deine Hebamme, er war rund, ein Feuerball. Er verschluckte mich, ich rollte mich gehorsam zusammen. Wir waren eins, der Schmerz und ich. Wir spuckten Schreie. Wir waren grell wie das Mittagslicht, das durch die Schneemassen tausendfach verstärkt in den Gebärsaal hereinschien. Ich entschloss mich, brach entzwei, und du glittest mühelos ins Freie hinaus. Draussen fing gerade ein Schneesturm an. In meine Haut strömte Milch. Ich glättete mich vor Glück. Das Ungeheure war geschehen. Dein Vater gab dir seinen Namen, ich gab dir einen nordischen Namen, taufte dich im Schnee, du schwarze Orchidee.

Im Sandkasten unter den Kastanienbäumen im Park gab es noch keine Rassenkriege, bloss Territorialkämpfe und Zornausbrüche über die Verletzung des Besitzrechts, bis dann diese pflichtbewusste Mutter kam, sich liebevoll zu ihrer zweijährigen Tochter neigte, mit dem Finger auf dich deutete und wie eine Führerin durch den botanischen Garten aufklärerisch sagte:

«Das hier, das ist ein Negerli.»

Über dem Sandkasten breitete sich Stille aus. Die Stille der Erkenntnis, des Innehaltens vor dem grossen Krieg.

Auch ich beugte mich zu dir vor, streckte den Finger aus und sagte:

«Das hier, das ist ein Käs-Schweizerli!»

Doch niemand hörte mich. Das war so eine kleinliche Rache, die ich in Gedanken beging, stundenlang später, zu Hause, nachts wachend über dir.

Die alten, gebrechlichen Frauen aus dem Quartier nennen dich ebenfalls «herziges Negerli». In ihrem ungebrochenen Kolonialgeist blieb als farbiger Fetzen nur noch die Kindergeschichte über die zehn kleinen Negerlein hängen. Wie herzig, wie bedrohlich diese Negerlein en masse! Zum Glück steuert die Geschichte in schnellem Tempo, in heiterem Erzählstil auf die Lösung der Urängste zu: Die fröhlichen Negerlein verenden eins nach dem anderen. Und dann, Jahrzehnte später, aus der Kinderstube ins Altersheim verlegt, purzelt auf einmal so ein Negerlein aus dem Kinderbuch direkt in einen Kaufhauswagen hinein, sitzt da und lacht wie ein Riesenfrosch mit grossem, grosszügigem Mund die alte Frau an. Sie kann nicht anders, sie geht auf dich zu, steht gebannt, entzückt vor dir.

Vorher warst du noch ein Kind, jetzt hat man dich zum Angehörigen einer Rasse degradiert, dich hinter dem Leuchten deiner Haut zum Verschwinden gebracht. Deine bräunlich-goldene Haut, getunkt im Mandelöl, blendet die Augen, stiftet Verwirrung. Wer kann sie nicht beachten? Wer kann ihr widerstehen?

Und der alten Frau, jener mit dem besonderen Erkenntnisdrang, der Intellektuellen des Quartiers, die uns mit ihrer Krücke auf der abschüssigen Strasse entgegenklopfte und in heller Freude über die eigene Welterfahrenheit fragte: «Ein Halbnegerli, nicht wahr?», der antwortete mein plötzliches Frösteln. Halb, halbbatzig, weder – noch?

Noch bist du ein fröhliches, herziges Negerlein. Wann wird dir der erste in Wut zurufen: «Sauneger, wo wagst du dich hin?» Wollen wir Kräfte sammeln, gewappnet sein gegen das, was auf uns noch zukommen wird, mein Sohn.

Kinderraub. Ein Wort, und du bist ein anderer, man reisst dich weg von mir, stösst dich mit aller Kraft hinaus. Ein Fremdkörper. Ich war bloss das Gefäss, in dem du gediehst. Wir waren nie vereint, denn: Die Haut blendet die Hirne. Die täglichen, farb-besessenen Gerichte fertigen Gutachten an über unseren Verwandtschaftsgrad. Der Mensch, ein farborientiertes Tier.

Meist, noch während sich die Frage im Kehlkopf der Leute unschlüssig wälzt, erkenne ich sie an ihrem dumpfen Geräusch,

und schon bin ich mit der Antwort da, die Gefälligkeit erweisend, in Eile, beflissen:

«Sein Vater, wissen Sie...»

«Ach, so ...»

Gott sei Dank gerettet, die Frage erstickt, die Schuld für die Haut auf den Vater abgeschoben, du bleibst mein.

Bei Überraschungsfragen:

«Sind Sie das Kindermädchen?» tripple ich schnell rückwärts, schaffe den richtigen Abstand zwischen dir und mir, fokussiere dich wie eine Fotografin durch die Linse. Sehen wir denn so verschieden aus? Ich will ein Foto von dir, das Ergebnis des unerbittlichen Kamerablicks, die andere Sicht. Denn in der ständigen Nähe mit dir ist mir dein Kükengeruch vertraut.

«Kam er aus deinem Bauch, oder hast du ihn gekauft?» fragte mich ein Mädchen.

Sie war in dem Alter, in dem sie noch stolz war, grün von gelb, blau von braun zu unterscheiden.

Der Kinderarzt fragte mild:

«Seit wann ist er schon bei Ihnen?»

Ich schaute ihn verwundert an.

«Sehen Sie die gewölbte Stirn nicht? Die hat er von mir.»

Er schwieg. Ich schaute dich wieder an und sah, was er sah. Nicht die Wölbung, sondern die Tönung. Ein Findelkind? Gefunden unter Gefahren der tropischen Zone, unterernährt, entrissen der Obhut der Affen, der Wölfin, ein Tarzan, ein Romulus und Remus auf schwarz?

In Gedanken meine Rettungsversuche: Noch weiss ich, wie der grosse Bauch mich besetzt hielt gleich einer hungrigen Armee, über mich donnernd hinwegrollte und eine Dehnung hinterliess. Zum Glück gab es den Schmerz des Verlassens. Dass ich es nicht vergesse, das, was unmöglich ist: Du wurdest in mir modelliert, damit du aussiehst wie aus Ton. Blitzschnell knöpfe ich die Bluse auf, du ziehst die Brüste hinab, kneifst mich vor Ungeduld, trinkst die Milch deiner weissen Mutter. Mein Bauch ist dein Bauch, mein Busen ist dein Busen. Gedrängt in die Defensive besinne ich mich auf unsere Blutsbande. Und doch will ich es nicht. Über den Bauch hinaus will ich dich lieben. (...)

Verantwortungslos nannte man mich, als ich dich wollte.

«Die Haut ...er wird leiden, du bist egoistisch...»

«Du wirst nichts verändern», sagten sie und meinten damit, sie scheuten die Anstrengung, ihre verklebten Hirne zu lösen.

Als der Bauch noch nicht zu sehen war, redete man mir zu:

«Noch ist Zeit. Es ist jetzt passiert, schon gut. Wir wollen dir ja verzeihen. Doch besinne dich jetzt, nimm Vernunft an! Du wirst

die Achtung vieler verlieren! Wozu mit einem Schwarzen? Als ob es nicht genug weisse Männer gäbe!»

Das Bündnis mit einer anderen Rasse, ein Malheur, ein leichtsinniger Ferienausruhter. (...)

Eine muffige, voll gestopfte Altwohnung mit zwei verlassenen Frauen darin, die dich hüten wollen: Mutter und Tochter. Das einzige entfernt an einen Mann erinnernde Wesen ist ihr kleiner Kläffhund – ein Eunuch. Unser Erscheinen bringt sie in Verlegenheit, sprengt gefährlich die gemütliche Enge.

«Sind sie etwa die Mutter?»

Die gewagte Frage stellt die Tochter. Sie trägt eine dunkle Brille. Die Mutter hinkt. Ich ahne das Unglück, doch ich lache, als wäre es der Anfang eines fröhlichen Beisammenseins.

«Sein Vater ist Afrikaner.»

Und schon rudern sie abwehrend mit vielen Armen und sagen das Gegenteil: «Das macht gar nichts! Wir mögen alle Kinder.»

Hüte dich, mein Sohn, vor Tarnungen. Die zeitgenössischen Rassisten haben eine Untergrundmentalität. Ans Licht gekrochen, verstecken sie sich hinter der Verneinung: «Ich bin kein Rassist, ich mag alle Menschen», doch bald folgt das Wörtchen «aber», das die entscheidende Wende einleitet, von dem dein Schicksal abhängen könnte. Die Allermenschenbrüderlichkeit ist bloss die Demonstration der Stärke, hinter der ein zittriges Tier hockt. Sein Bellen ist meist von schlechtem Geschmack, manchmal wirkt es kultiviert.

Du bringst sie zum Brodeln, du bist ihre Prüfung, du bist der Barometer ihrer Gesundheit. Dein Gegenüber sackt in seine tiefsten Schichten ab und fühlt, wie sein Tumor wächst. Der Rassismus ist eine Gewebekrankheit. Verflucht, eingezwängt ist dein Gegenüber, ein Beamter, der bei deinem Anblick am liebsten sein Büro noch vor der Pensionierung verlassen möchte, der den Internationalismus beschwört, der von der Weite spricht, die ihn ausser Atem bringt. Und dann, erschöpft, lenkt er ein. Der so genannte Wirklichkeitssinn überkommt ihn. Nach dem «aber» prasselt es Einschränkungen, sogenannte bewiesene Unterschiede, Argumente gegen den Ausbruch aus dem doppelt, dreifach versicherten Büro.

«Ich war einmal sogar mit einem Schwarzen befreundet.»

Während sie von der Ausnahme daherplappern, meinen sie, du solltest mit dem Kopf vor Dankbarkeit nicken, dafür dass sie dich mit ihrem uneigenen Grossmut, das Törlein ihres Käfigs mühselig einen Spalt öffnend, ausnahmsweise zu sich, in die Menschheit aufnehmen wollen. Still stehen! Keine heftige, freimütige Bewegung! Bleibe das hölzerne arme Negerlein, aufgestellt im sauberen Gang der Sonntagsschule, das bei den Münzengaben vorprogrammiert mit seinem Köpfchen wackelt. Denn die Undankbaren, die Beweglichen werden als erste liquidiert.

«Wir mögen alle Menschen, alle Kinder...»

Bewahre den Abstand, mein Sohn, aber flüchte nicht. Betaste den Tumor, lerne ihn kennen. Er ist auch in dir.

Irena Brežná ist Schriftstellerin, Publizistin, Slawistin und Psychologin. Ihre Bücher verbinden West und Ost, schwarz und weiss, krank und gesund, Krieg und Frieden. Die Autorin stammt aus der Slowakei und ist in vielen Kulturen beheimatet.

Aus «Karibischer Ball». Erzählungen und Reportagen, Zürich-Dortmund 1991, 131-149. Der Wiederabdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des eFeF-Verlages. Die mit (...) gekennzeichneten Stellen sind Auslassungen gegenüber der Originalfassung.